

das die Fantasie des Ex-Sklaven als Rächer in drei Stunden opulenter Bilder und jener cartoonhaften Gewaltorgien umsetzt, die man von Tarantino zur Genüge kennt.

Nun ist es nicht das erste Mal, dass Hollywood sich mit der Sklaverei auseinandersetzt. Die Toni-Morrison-Verfilmung «Beloved» von 1997 fällt einem dazu ein, ebenso der Spielberg-Film «Amistad» von 1998 über eine Revolte auf einem Sklavenschiff. Doch die beiden Filme waren kommerziell bestenfalls ein mässiger Erfolg. Eine breite Diskussion lösten sie nicht aus.

Anders verhält es sich mit «Lincoln» und «Django». Beide Filme haben zwischen Thanksgiving und Neujahr die

Druck eines neuen Amerika gedeutet, eines Amerika, in dem es keine Mehrheit und keine Minderheit mehr gibt, sondern nur ein multi-ethnisches Miteinander. Ob die sozialen Realitäten das überall im Land widerspiegeln, muss man freilich anzweifeln. Aber immerhin scheint das Bewusstsein eines solchen Wandels zu einer gewissen Entkrampfung im Diskurs über «race» bewirkt zu haben.

Klassisches Erzählmuster

Nicht, dass nicht gestritten würde. So werfen konservative Kritiker Spielberg vor, er zeichne Lincoln in einem allzu rosigen Licht. Mit der Aufgeklärtheit des Präsidenten, den sich Obama

wissen. Vonseiten afro-amerikanischer Kritiker wird «Lincoln» hingegen vorgeworfen, dass der Film einem klassischen Erzählmuster folge, wenn es um die Darstellung von Rassendiskriminierung gehe. Die Schwarzen in Spielbergs Film seien passive Beobachter, die ganz auf die Wohltätigkeit ihrer weissen Fürsprecher angewiesen seien. Ausserdem werde das gesamte Phänomen der Sklaverei auf das Politische reduziert. Der Kampf um die Emanzipation der Afro-Amerikaner sei bei Spielberg ein blutleerer Vorgang in Hinterzimmern von Washington.

Das kann man von «Django Unchained» nicht behaupten. Der Film zeigt

von Hunden zerretzen lässt, wird Schultz grün im Gesicht, während Django (Jamie Foxx) keine Miene verzieht. «Er ist noch nicht so an Amerikaner gewöhnt», entschuldigt sich Django vielsagend für seinen Freund.

Angemessene Historisierung

Dass er die Sklaverei beschönige, lässt sich Tarantino beim besten Willen nicht nachsagen. Stattdessen musste er sich aus dem schwarzen Lager den Vorwurf gefallen lassen, nicht mit der gebotenen Ernsthaftigkeit an das Thema heranzugehen. «Die Sklaverei war kein Spaghetti-Western», schrieb Tarantinos Kollege Spike Lee auf Twitter. «Es war ein Holocaust. Meine Vorfahren

re, die ihn schon seit «Jackie Brown» beschäftigen, bis hin zum klassischen Hollywood-Western. Für Spike Lee und andere Kommentatoren ist diese Verspieltheit, mit der Tarantino bereits das Dritte Reich bedacht hatte, kein angemessener Umgang mit einem ernsten, historischen Thema.

Was es bei der ganzen Diskussion nicht gab, waren indes Stimmen, die die Greuel der Sklaverei verharmlosen wollten oder gar Aspekte der Institution verteidigten. Es geht nur noch um die angemessene Art der Historisierung – eine lange und zähe Debatte. In den USA ist sie nach 150 Jahren endlich aus der Akademie heraus in die breite Öffentlichkeit gedrungen.

Das drangsalierte Elsass in Wort und Bild

Fortsetzung von Seite 23

flohen 400 000 Elsässer, die vor der Maginot-Linie in der Ebene lebten, nach «Innerfrankreich». Zu den vielen Details, die das hier vorgestellte Buch mitteilt, gehört auch dieses: So froh die Elsässer waren, bei ihren französischen «compatriotes» im Landesinnern meist freundlich aufgenommen zu werden, so erstaunt nahmen sie zur Kenntnis, wie das Leben sich da abspielte, und fühlten sich entwicklungs-mässig um dreissig Jahre zurückversetzt.

Nach dem Sieg der Deutschen kehrten viele Elsässer wieder zurück. Wenn Frankreich schon ein besetztes Land war, lebten sie lieber in ihrer vertrauten Heimat als irgendwo. Nur hatten sich die Zeiten geändert. Anders als von 1870 bis 1914, wo die Deutschen sich noch um Akzeptanz bemühten, führten die Besatzer sich nun tatsächlich als Barbaren auf.

Auf Béret-Tragen und – in den Augen der Nazis – ähnliche Zeichen des Widerstands stand Zuchthausstrafe. Orts- und Familiennamen wurden systematisch eingedeutscht. Vergeblich wehrte sich ein Geschäftsmann wie Charles Caquelin, sich fortan Karl Kackling nennen zu müssen. Sich bedeckt zu halten, wurde immer schwieriger. Jedermann wurde ultimativ zur aktiven

Mitarbeit an der Umerziehung der Bevölkerung zum Nationalsozialismus aufgefordert. Auch auf elsässischem Boden entstanden Konzentrationslager und wurden, zusammen mit anderen «Volksschädlingen», Juden deportiert. Als 1943 eine Gruppe von jungen Männern aus Ballersdorf in die Schweiz fliehen wollte, wurde sie aufgegriffen und exekutiert.

Aufgearbeitete Geschichte

Über 100 000 Elsässer wurden völkerrechtswidrig zum Kriegsdienst eingezogen. Ein Viertel dieser «malgré-nous», wie man sie nennt, kam dabei um. Noch am Ende des Zweiten Weltkriegs verteidigte Nazi-Deutschland dieses Gebiet, das rechtsrheinische Ideologen immer schon zur deutschstämmigen Familie zählten, mit besonders erbitterten Schlachten – auch als längst klar war, dass Hitlers Drittes Reich am Boden lag.

Heute, in einem – auch dank der EU – befriedeten Europa, versteht sich das historisch gebeutelte Elsass als Brückenkopf zwischen Frankreich und Deutschland. Die wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen gedeihen zunehmend. Und wenn auch manche Parisiens, die ohnehin im ganzen Land als hochnäsiger gelten, immer noch über die Elsässer spötteln, so widmen nationale französi-



Brückenkopf. Elsässischer Grenzposten auf einem Foto aus dem besprochenen Buch.

sche Medien dieser Region immer wieder grosse Reportagen. Besonders oft vor Weihnachten, wo nebst den kulinarischen Spezialitäten auch die – einer deutschen Tradition folgenden – Weihnachtsmärkte hervorgehoben werden.

Was die turbulente Geschichte, der das Elsass ausgesetzt war, in den Gemütern der Bevölkerung über Generationen bewirkte, kann man sich, gerade wenn man aus der verschonten Schweiz stammt, erst richtig vorstellen, wenn

man sich in einem Buch wie «Les Alsaciens – Une région dans la tourmente (1870–1950)» informiert.

Wohin sich diese so oft umkämpfte Region jeweils ausrichten, wie sie dabei ihre eigene kulturelle Identität bewahren und in welcher Sprache (Französisch, Deutsch, Elsässerdütsch?) ihre Seele zum Ausdruck kommen sollte, war immer wieder Gegenstand von Debatten und Zerwürfnissen, bis in die Familien hinein. Und natürlich gab es nach jedem Krieg auch Verlierer und Gewinner. Und im Zweiten Weltkrieg auch Elsässer Nazis (man spricht insgesamt von einem bis zwei Prozent), die sogar in «Innerfrankreich» an Kriegsverbrechen beteiligt waren. 1945 kam es auch im Elsass zu üblen Geschehnissen: Auch da wurden Frauen, die sich mit Deutschen eingelassen hatten, kahl geschoren und vorgeführt. Und die von den Nazis zwangsrekrutierten «malgré-nous», die ausgehungert und seelisch zerstört aus russischen Gefangenenlagern zurückkehrten, wurden da und dort gar als Verräter beschimpft.

Wunden und Traumata, die der berühmte Elsässer Kabarettist Germain Muller (1923–1994) nach dem Krieg mit dem Slogan quitierte: «Enfin, redde m'r nimm devun» – vergessen wirs und schauen wir vorwärts. «Redde m'r endlich devun» – unter diesen Gegen-

titel stellt der Historiker Claude Muller sein Vorwort zu diesem Buch. In vielen Publikationen wurde die elsässische Geschichte schon aufgearbeitet. Hier aber wird sie in konzentrierter Form besonders anschaulich.

Unter der Kapiteileinteilung «Le Reichsland 1871–1918», «L'Alsace française 1918–1940», «L'annexion nazie 1940–1945» und «L'après-guerre» behandelt je eine Doppelseite ein spezifisches Phänomen. Mit Bildern und Zeugnissen, die in einem Anhang ergänzt werden, und dazu mit den greifbaren Dokumenten. Der jeweilige historische Kontext wird in einem Kästchen lexikalisch hinzugefügt.

Damit ist klar: Dieses Buch ersetzt die vertiefte Lektüre in klassischen Geschichtswerken nicht, aber regt dazu an. Und macht auch uns Nachbarn, sofern wir des Französischen mächtig sind, manches verständlich, was uns am Elsass vielleicht immer noch rätselhaft vorkommt.



Claude Muller et Christophe Weber: «Les Alsaciens – Une région dans la tourmente (1870–1950)». Editions Les Arènes, Paris 2012, Fr. 35.–.